

Günter Mächler

„Grundton D“

Eckhard Fuhr:

Wo wir uns finden. Die Berliner Republik als Vaterland, Berlin Verlag, Berlin, 2005, 157 Seiten, 18,00 Euro.

Reinhard Mohr:

Das Deutschlandgefühl. Eine Heimatkunde, Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2005, 223 Seiten, 14,90 Euro.

Matthias Matussek: Wir Deutschen. Warum uns die anderen gern haben können, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 352 Seiten, 18,90 Euro.

Es ist noch nicht so lange her, da denunzierte DGB-Chef Sommer abwanderungsbereite Unternehmener als „vaterlandslose Gesellen“. Sommer offenbarte damit einen erstaunlichen Mangel an historischer Bildung, sonst hätte er kaum Schimpfworte verwandt, mit denen Willem Zwo einst Teile der Arbeiterschaft ins patriotische Abseits stellte. Verwirrend war, dass er im Sozialkonflikt überhaupt die nationale

Karte spielte. Oder doch nicht? Jürgen Busche erinnerte kürzlich in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* an ein Willy-Brandt-Plakat von 1972. Die SPD ging damals mit dem Slogan „Deutsche. Wir können stolz sein auf unser Land“ auf Wählerfang.

Brandt gewann die Wahl, doch aus anderen Gründen. 1972 war der Versuch, mit deutschem Wir-Gefühl auszuschlachten, bereits deutlich neben der Spur. Es war die Zeit, da die Achtundsechziger-Bewegung sich zur Kulturrevolution weitete und deutsche Geschichte, sofern sie nach fortschrittlichen Regelwerken wie den hessischen Rahmenrichtlinien überhaupt noch gelehrt werden durfte, als eine Art Probeauf für Auschwitz begriffen wurde. In dieser Zeit erblickte man keineswegs nur in linken Salons die einzig preiswürdige Kulturleistung der (BRD-) Deutschen darin, als Erste den Eintritt in das postnationale Zeitalter vollzogen zu haben.

Vor diesem Hintergrund kam der Mauerfall 1989 nicht bloß überraschend. Er wurde, weil ideologisch „retro“, von einem Großteil der westdeutschen Elite mit Indignation aufgenommen. An dem Tag, als Kohl vor den Ruinen der Dresdner Frauenkirche seine wohl bedeutsamste Rede hielt und nur mit Mühe verhindern konnte, dass der nationale Überschwang der Menge unter ihm überbordete, zelebrierte Lafontaine auf dem Berliner SPD-Parteitag ein Hochamt für die Tradition des Internationalismus.

Der schlussendliche Erfolg von friedlicher Revolution und Wiedervereinigung hat beinahe in Vergessenheit geraten lassen, welch fundamentale Widersprüchlichkeiten damals aufeinanderprallten. Hier das vor allem in den Bezirken des intellektuellen Lebens tief eingewurzelte „Nie-wieder-Deutschland“-Sentiment der alten Bundesrepublik, dort die sich mit Naturgewalt ausbreitende Einigungsformel „Wir sind ein

Volk“ auf den Straßen der DDR. Es war diese Kollision, die eine große Chance vertat und die verhinderte, dass mit der Wiedervereinigung jener „Ruck“ durchs Land ging, den Bundespräsident Herzog noch Jahre später folgenlos anmahnte. Stattdessen spie der Buchmarkt in der Wendezeit erst einmal schrille Warnungen vor der Gefahr eines „Nationalrauschs“ aus. Die aus der Zwangsanstalt des Stasi-Staates fliehenden Ostdeutschen wurden als bananensüchtig geschmäht.

Siebzehn Jahre nach dem Fall der Mauer sind die gewerbsmäßigen Gesellschafts-Seismologen abermals sprachlos vor Überraschung. Mit allem hatte man für die Wochen der Fußballweltmeisterschaft gerechnet: mit einem Hexensabbat der Fremdenfeindlichen, mit Anschlägen von Neonazis, mit einer Wiederkehr des hässlichen Deutschen. Nichts davon geschah. Vielmehr erlebte Deutschland, gleichsam als Fortsetzung des Weltjugendtages mit anderen Mitteln, eine rauschhafte Party gespannter Fröhlichkeit.

So unstatthaft der Vergleich zwischen dem Ende des Kalten Krieges und der deutschen Gastgeberschaft bei der WM 2006 *grosso modo* natürlich ist, so verblüffend sind die

Parallelen. Wie neunundachtzig war, was sich in diesem Frühsommer massenhaft in Fußballstadien, auf öffentlichen Plätzen und in Abertausenden Kneipen manifestierte, un-inszeniert und spontan. Die Politik hatte keinen Anteil daran. Das Volk selbst nahm sich der Sache an – und siehe: Ein Freudenfest wurde daraus.

Die Feuilletons reagierten irritiert. Die Talkshows wechselten wie in Panik das Thema und tauschten die Gäste aus. Gefragt waren nicht mehr die sorgenvoll blickenden Experten für Insuffizienz von Rente, Gesundheit und andere Krankheiten. Jetzt waren Deuter der Volksseele gefragt. Was ist los mit den Deutschen? Wo ist ihre Schwermut? Warum sind ganze Straßenzüge in Schwarz und Rot und Gold getaucht? Und warum gewanden sich Hunderttausende junger Leute auf einmal patriotisch?

Kein plötzlicher Sinneswandel

„Wir sind in diesem Sommer andere geworden“, schrieb Christoph Siemes in der *Zeit*. Das mag so sein. Aber weshalb? An der Faszination der Großen Koalition in Berlin kann es nicht liegen. Und bei allem Respekt wirkt der Gedanke, der Fußball könne die *prima causa* kul-

tureller Erdverschiebungen sein, etwas zu kurz geschossen. Jeder Strom speist sich aus vielen Bächen, und es ist anzunehmen, dass die Weltmeisterschaft in erster Linie die Tribüne war für die Auf-führung eines neuen Patriotismus, nicht dessen Ursache.

Anzeichen für einen veränderten „Grundton D“ hatte es schon vor Beginn der Spiele gegeben. Drei neuere Erscheinungen auf dem Sachbuchmarkt sollen dafür als Beispiel stehen. Bereits letztes Jahr erschien im Berlin Verlag ein sehr kluges Buch von Eckhard Fuhr mit dem beziehungsreichen Titel *Wo wir uns finden*. Der Autor stellt darin eine neue „Selbstwahrnehmung der Deutschen“ fest. Er weist sie nach an der Politik Schröders, an Filmen wie „Good bye Lenin!“ sowie den Erzählungen von Grass und Friedrich über Flucht und Bombenkrieg. Fein arbeitet Fuhr die unterschiedliche Verwendung des Begriffes „Verfassungspatriotismus“ durch Sternberger und Habermas heraus. Während für Sternberger der Verfassungsstaat *no-lens volens* der Ersatz für den abhandengekommenen Nationalstaat ist, bedauert Habermas nichts. Er deutet den Verfassungspatriotismus im postnationalen Sinn „als

eine aus dem Untergang des deutschen Nationalstaates hervorgegangene Verheißung“.

Dass Patriotismus notwendig auch eine Gefühlskomponente hat, darauf verweist der Titel des ebenfalls im letzten Jahr erschienenen Buches von Reinhard Mohr *Das Deutschlandgefühl*. Es ist ein mit feiner Beobachtungsgabe und viel Witz verfasster Essay, der ohne den Ehrgeiz analytischer Tiefe die deutschen Befindlichkeiten auslotet. „Auch dieses Buch wird Deutschland nicht retten, das ist die schlechte Nachricht. Die gute: Deutschland muss auch gar nicht gerettet werden. Es wird sich schon selber helfen“, lauten die ersten Zeilen des Bändchens. Spöttisch trällert Mohr sämtliche Strophen des großen Liedes vom deutschen Niedergang nach, wie es jeden Sonntagabend gesungen wird bei Sabine Christiansen und an den Stammtischen, kontrastiert sie mit dem gesunden Menschenverstand und stellt fest: Da stimmt etwas nicht. Die Pointe des Buches besteht aus drei Wörtern: „Deutsch, aber glücklich.“

Die Provokation Matthias Matusseks wird bereits im Titel erkennbar. *Wir Deutschen* hat der Kulturchef des *Spiegel* sein Buch genannt. Der Unter-

titel lautet flapsig: *Warum uns die anderen gern haben können. Wir Deutschen* – das ist eindeutig ein politisches Sprachvergehen. „Die Deutschen“: Jahrzehntlang pflegte, wer immer sich auf der Höhe der Zeit glaubte und über Deutschland räsonierte, den Blick von außen auf die Gattung der lieben Landsleute zu werfen, so als gehöre er nicht dazu. Mochten Ausländer über diese „folie allemande“ den Kopf schütteln: Die Generation der Achtundsechziger brauchte für ihr selbstgewisses Urteil über die Väter die bedingungslose Distanzierung von der Horde.

„Im Grunde ist der Deutsche bis zur Generation Fischer nur ein eher vergeblicher Versuch der Menschwerdung. Erst den Fischers, die eine gute Schuld und einen guten Wein auf Anhieb erkennen, ist dieser Zivilisationsschritt gelungen“, vermerkt Matussek ironisch. Er schreibt eine spitze Feder, und nie ist sie verletzender, als wenn sie der einstige Maoist gegen die alten Kumpane wendet.

Patriotismus ist für Matussek auch deshalb das Gebot der Stunde, weil ohne den Willen zur Selbstbehauptung das, was er den dschihadistischen Ansturm auf den Westen nennt, leichtes

Spiel hätte. „Es wird Zeit, denn unter dem dschihadistischen Ansturm islamischer Welt- und Wertvorstellungen, dieser Kriegserklärung an die westliche Kultur und ihre permissiven Gesellschaften, wäre es nicht schlecht zu wissen, wofür man selber geradesteht. Was ist es, was man da verteidigen möchte? Das Recht auf billigen Zahnersatz? Oder geht das tiefer?“

Wenig kann Matussek mit dem Aufgehen des Nationalen in Europa anfangen. Für ihn ist EU-Europa eher eine deutsche Ausflucht. Die globale Entgrenzung werde zwangsläufig zu einem Comeback des Nationalen führen: „Nike‘ tragen alle. Ist es nicht ein Zeichen durchaus progressiver Widerborstigkeit, dass wir nach nationaler Identität fragen, wo uns die weltweit aufgestellten Produktionsstrategen doch das Bedürfnis gerade dafür auszutreiben versuchen? So sind die Gründe der Rückkehr ins Nationale durchaus vielschichtig. Sie sind reaktionär, progressiv, trivial, subversiv, aber sie wirken.“

Wie das große Fest der Fußballweltmeisterschaft gezeigt hat, möchte man hinzufügen. „Deutsch, aber glücklich“ ist keine Unmöglichkeit. Das ist die Erkenntnis dieses Sommers.